Nachbarskinder.

Roman von B. W. Zell.

Am offenen Fenster eines Giebelstübchens in einer der engsten Straßen der Residenz stand mit verschränkten Armen ein junger Mann und schaute düstern Blicks hinauf in den Abendhimmel, den eben die letzten Sonnenstrahlen mattgoldig verklärten. Er schien das Dächermeer vor sich, das sich gerade in diesem Theil der Stadt besonders dichtgedrängt emporthürmte, nicht zu sehen, wie er den scharfen Märzwind kaum fühlen mochte, der kühl an ihm vorbeistrich und mit seinem braunen Haar spielte. Nur ein Mal zuckte er nervös zusammen und drehte sich hastig um, mit gespanntem Blick zur Thür schauend, vor der eben schwere Tritte erklangen. Aber dieselben verhallten nach der anderen Seite des Vorflurs, ohne daß Jemand eingetreten wäre und plötzlich wie fröstelnd zusammenschauernd, wandte sich der junge Mann jetzt zum Fenster, um es zu schließen. Dann begann er unruhig in dem kleinen, aber sauber und behaglich gehaltenen Raum auf und nieder zu schreiten, hie und da stehen bleibend und irgend einen Gegenstand vom Schreibtisch oder den Schränken in die Hand nehmend, um ihn dann achtlos wieder hinzuwerfen, augenscheinlich ohne zu wissen, was oder weshalb er es eigentlich berührt. Oft strich er auch mit zuckender Hand durch das dichte Haar oder über den kleinen Schnurrbart, der keck und verwegen auf der jugendfrischen Lippe saß — es mußte eine quälende Unruhe, ein fieberndes Erwarten sein, das den Jüngling verzehrte. Jetzt stand er an dem großen, mit Folianten und Skripturen beladenen Schreibtisch und schaute mit zusammengepreßten Lippen und verschleiertem Auge zu den beiden Bildern empor, die über demselben hingen und die eben der letzte rosige Schimmer der scheidenden Sonne traf, während im kleinen Gemach sich schon die Dämmerung ausbreitete. Es waren zwei Mädchengestalten, die da zu ihm aus den Rahmen herniederblickten und jetzt in der flackernden Beleuchtung fast Leben zu gewinnen schienen — die eine mit ernstem, sinnigen Antlitz und lang herabfallenden blonden Zöpfchen, welche sich von dem einfachen schwarzen Kleide scharf abzeichneten, die andere von idealer Schönheit mit großen flammenden Augen und schwarzem, lockigem Haar. Ein helles Seidenkleid von elegantem Schnitt umschloß eng die schlanken und doch schwellenden Formen, während ein Hauch jener echten, undefinirbaren Vornehmheit, die fast ausschließlich den Aristokratinnen gehört, die ganze Gestalt umfloß. Aber nicht an diesem zweiten, schöneren Bilde blieben die Blicke des jungen Mannes haften, sondern sie hingen voll Inbrunst an der anderen Mädchengestalt, und eben hob er den Arm, um das Bild von der Wand zu nehmen und vielleicht die bebenden Lippen darauf zu pressen, als plötzlich die Thüre geöffnet wurde. Er ließ sofort die Hand sinken und fuhr jäh herum, halb erschreckt, halb verwundert, daß er diesmal das Nahen von Schritten gänzlich überhört hatte, und stand einem jungen, bärtigen Manne gegenüber, der eben leise die Thür schloß und dann, als wäre er hier durchaus zu Hause, den runden Hut auf einen Stuhl und sich selber in's Sopha warf. Das Alles geschah ohne Wort, ja ohne Gruß, und doch schien sich der zuerst Anwesende über dies Benehmen nicht zu wundern; nur sein Blick war scheu und fragend zu dem Eingetretenen hinübergeglitten und haftete nun am Boden, wie der eines Verbrechers, der seinem Richter gegenübersteht.

„Arthur!"

Der Klang der sonoren Männerstimme, die vom Sopha her zu ihm herübertönte, rüttelte ihn nach einigen Sekunden des Schweigens empor. Er trat zum Tisch und stützte beide Hände schwer darauf, als bedürfe er dieses Haltes, um aufrecht zu stehen, aber noch immer blieben seine Lippen geschlossen.

„Du fragst nicht, was ich dir bringe, Arthur?" fragte der Andere wieder mit ernstem Ton, durch den nur zu deutlich eine mühsam niedergehaltene Erregung klang, und, die Hände jetzt plötzlich mit leidenschaftlicher Bewegung vor das Gesicht schlagend, stöhnte der Angeredete zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor:

„Ich wagte es nicht, Ernst. Du kommst vom Ehrengericht und wirst Alles wissen — darauf giebt es nur einen Entscheid — und für mich nur noch einen Ausweg. Glaube mir, du fändest mich nicht hier, hätte ich dir nicht mein Wort geben müssen, deine Rückkehr zu erwarten — mein letztes Loos wäre schon gezogen."

„Das heißt, du hättest dir eine Kugel durch den Kopf geschossen", fiel der Andere mit schwerer Stimme ein.

„Blieb — oder bleibt mir denn Anderes?" gab Arthur fast trotzig zurück. „Da ich nicht zu leben wußte, werde ich wenigstens zeigen, daß ich zur rechten Zeit zu sterben weiß."

Statt aller Antwort erhob sich jetzt der Frager, zog einen Stuhl herbei und drückte den erregten Freund darauf nieder. Dann nahm er wieder seinen alten Platz ein und sagte mit erzwungenem Gleichmuth so leichthin als irgend möglich:

„Bah — das alte Lied. Lustig gelebt und dann unselig gestorben — das war von jeher die Devise aller leichtfertigen Musensöhne. Aber daß ich es auch von dir höre, Arthur, das wundert mich. Du, der immer etwas ganz Besonderes sein und alles Besondere haben wollte, willst nun im kritischen Moment deine Zuflucht zur Kugel nehmen wie tausend Andere vor dir? Ein klein wenig mehr Originalität hatte ich dir denn doch zugetraut."

„Willst du meiner auch noch spotten?" fuhr Arthur jetzt wild auf. „Was spielst du mit mir, wie der Löwe mit der Maus — es ist nicht edel von dir gehandelt. Schleudere mir doch offen deine Verachtung in's Gesicht, sage mir, daß du mit dem Ehrlosen, dem Fälscher nichts mehr zu thun haben willst, nicht mehr verkehren darfst — denn das Alles werden dir doch die Herren vom Ehrengericht sehr klar und scharf auseinandergesetzt haben."

Ernst legte für einen Moment die Hand über die Augen und stöhnte schmerzlich auf. Es war vorbei mit der Selbstbeherrschung, vorbei mit der spielenden Leichtigkeit, mit der er bisher scheinbar diese Angelegenheit behandelt hatte, und die ihn doch tief in's Herz hinein traf. Dann holte er schweigend seine Brieftasche hervor und entnahm derselben zwei Stücke eines mitten durchgerissenen Scheines, welche er mit bebenden Fingern vor dem Anderen ausbreitete.

Arthur sprang auf. Als wollte er seinen Augen nicht trauen, starrte er auf die Papierfetzen und rief dann mit keuchender Brust:

„Mein Wechsel und — der Ehrenschein. Du hast ihn eingelöst, Ernst!"

Dieser nickte trübe.

„Leider zu spät — nach der Frist, die du auf Ehrenwort gesetzt. Und so konnte ich auch das Zusammentreten des Ehrengerichts nicht mehr verhindern," fügte er seufzend hinzu. „Immerhin aber durfte dich dieses nur wegen Nachlässigkeit in Ehrensachen verurtheilen, denn da ich den Wechsel eingelöst, erfuhr ja Niemand, daß — daß er gefälscht."

Arthur hätte nun aufjubeln können. Also das Schlimmste abgewendet, vor der Welt wenigstens! Aber er vermochte es nicht. Auch nicht ein Wort des Dankes für die edelherzige Rettung des Freundes fand er — ruhten doch dessen Augen so todestraurig, so streng anklagend und strafend zugleich auf ihm, daß er sich abwandte und zusammenschauernd ans Fenster trat.

„Vor der Welt also bedarf's der Kugel nicht," fuhr Ernst mit schwerer Stimme fort, „vor mir auch nicht und vor dir selber — hm, da dürftest du sie am wenigsten nöthig haben." Arthur zuckte hier zusammen, entgegnete aber kein Wort.

„Dennoch aber," begann der Sprecher aufs Neue, „möchte ich dich in dieser Stunde fragen: „Warum hast du mir das gethan? Du weißt, was es für eine in Gefühlssachen so schwerfällige Natur, wie die meine, heißt, den Glauben, die Achtung vor dem einzigen, treugeliebten Freunde verloren zu haben — es heißt genau soviel, als ihn begraben!"

Der schlanke Jüngling am Fenster wandte sich und hob die Hände beschwörend zu dem Andern empor.

„Sei barmherzig, Ernst — du vernichtest mich mit dieser Strenge! Denke an unsere Kindheit, unsere erste Jugend — immer hast du treu zu mir gehalten und jetzt, jetzt willst du mich verlassen und mir den letzten moralischen Halt rauben?"

„Weil ich daran denke, spreche ich so," entgegnete Ernst bewegt. „O, hättest du doch auch dich dieser Zeiten erinnert, die an Freundschaftsbeweisen von meiner Seite so reich waren — wärest du vertrauensvoll zu mir gekommen, als dein Leichtsinn dich wieder einmal in dringendste Verlegenheit gebracht, ehe deine Hand den falschen Namen — meinen Namen — unter diesen Schein setzte — es wäre jetzt nicht jene Saite in meinem Innern schnell zerrissen, die seit der ersten Knabenzeit so harmonisch in mir erklang."

Auch Arthur war jetzt sehr tief bewegt.

„Ich konnte diesmal nicht wieder zu dir kommen, Ernst," sagte er leise. „Du hast schon so übermenschliche Opfer für mich gebracht — ich schämte mich. Auch hoffte ich, mein Vater würde diesmal für mich einspringen und mir das dringend erbetene Geld schicken, dann hätte ich den Wechsel am Verfalltage eingelöst und Niemand würde etwas davon erfahren haben."

„Das hofft Jeder, der sich zu ähnlichem Vergehen hinreißen läßt," entgegnete Ernst streng. „Glaubst du, der verkommenste Mensch begeht ein Verbrechen, mit dem vollen Bewußtsein, daß es entdeckt und ihn die verdiente Strafe dafür ereilen wird? Sicherlich nicht! Alle hoffen auf einen günstigen Zufall, der die Folgen ihrer That abschwächen wird und so auch du. Wie konntest du auf deinen Vater rechnen — du weißt, selbst, daß er beim besten Willen nicht im Stande war, dir das Geld zu senden. Und es ist gut, Arthur, so, wie es gekommen, ja, es ist eine Gnade des Himmels. Wäre dieses erste Verbrechen nicht aufgedeckt worden, so hätten sich daran in schneller Folge weitere gereiht und — unrettbar wärest du dem Verderben geweiht gewesen. Und wenn ich diese Möglichkeit erwäge und dann an deinen alten Vater denke — an den stolzen Namen, den er führt und du, als der letzte Träger desselben auf's Neue mit Glanz und Ruhm bedecken solltest, seiner festen Hoffnung nach — und nun — ein Fälscher!"

„Ernst," schrie der Andere auf, „sei barmherzig, nicht diesen Namen! Laß es begraben sein — ich will ja von dieser Stunde an ein neuer Mensch werden. Und nicht wahr, Du bewahrst unverbrüchliches Schweigen über meinen wahnsinnigen Streich? Niemand soll ihn je erfahren — nicht mein Vater, nicht deine Familie, vor Allen nicht — Sabine."

Ueber des bärtigen Mannes Antlitz zuckte es wie tiefer Schmerz. „Sabine" — sagte er dann leise, „es ist gut, daß du sie nennst. Wir wollen in dieser Stunde auch darüber sprechen. Daß ich Schweigen über deine Handlungsweise bewahren werde, ist wohl selbstverständlich und bedarf keiner Versicherung weiter. Aber meine Schwester — Sabine — mußt du aufgeben. Zieh das unschuldsvolle Mädchen nicht in deinen Lebenskreis, erwecke in seinem Herzen nicht Gefühle, die Euch nur zum Unsegen gereichen können. Dein Vater hat andere, stolze Pläne mit dir, wie du weißt — nur widerwillig hat er geduldet, daß wir, die Nachbarskinder, Spielgefährten waren — zur Schwiegertochter wird er Sabine nie annehmen wollen."

„Und das sagst du mir so ruhig, du, der du mit aller Macht der ersten Jugendliebe an meiner Schwester Melitta hangst und doch die Hoffnung hegst, sie einst als dein Weib heimzuführen? Sollte meinem Vater die bürgerliche Schwiegertochter unwillkommener sein als der bürgerliche Schwiegersohn?"

„Daß ich ihm kein willkommener Freier für Melitta bin, weiß ich nur zu wohl, entgegnete Ernst gepreßt. „Jedoch hoffte ich, daß meine jetzige bevorzugte Stellung im Auswärtigen Amt, sowie die höchst günstigen Aussichten auf eine bedeutende Karriere ihn mit dem bürgerlichen Namen versöhnen werden."

„Daß ich mir keinen lieberen Schwager als dich wünsche, weißt du," versicherte Arthur herzlich. „Warum aber soll nicht auch mich die Hoffnung aufrecht erhalten, die Dich beseelt?" fuhr er fort. „Was sprichst du überhaupt davon, ich sollte nicht Liebe erwecken in Sabinens Herzen? Weißt du nicht, daß wir uns lieben von Kindheit an und daß diese Liebe längst ihren Ausdruck fand in einem festen Verlöbniß?"

Ernst stand hastig auf; eine Gewitterwolke lagerte sich über sein dunkles Antlitz und mit dröhnender Stimme rief er:

„Und das erfahre ich erst jetzt? Ein festes Verlöbniß — und dennoch hast du dich nicht gescheut, hier mit leichtfertigen Mädchen ein wüstes Leben zu führen? Das ist deine Liebe zu Sabine? Unseliger, ich verzeihe dir Alles — aber meine einzige Schwester opfere ich dir nicht! Sie selber soll richten über dich. Von deiner Fälschung soll sie nichts erfahren, wohl aber von deinem sonstigen Lebenswandel — das wird genügen, ihr die Jugendliebe aus dem Herzen zu reißen!"

Finster und trotzig stand Arthur da bei diesen harten Worten, nicht ein Zug seines schönen Gesichtes zeigte Reue oder Furcht vor der Drohung des Freundes, und trotzig klang auch jetzt seine Antwort.

"So sag es ihr — wenn du mußt. Giebt sie mich auf, weil ich in überschäumender Jugendlust toll gelebt habe, so hat sie mich eben nie geliebt und ich wäre verloren, denn mein letzter Glaube, mein letzter Halt entschwände. Aber sie wird mich nicht aufgeben! Was hat auch mein wildes Jugendgenießen mit meiner Liebe zu schaffen? Nichts. Nicht Jeder kann ein Tugendheld, ein Stoiker sein wie du. Sabine und meine Liebe zu ihr ist mir heilig — das mag dir genügen.

Nun aber laß uns abbrechen. Wenn wir morgen nach Haus reisen wollen — und ich kann's ja jetzt durch deine großmüthige Rettung! — so ist es Zeit, an die Vorbereitungen zu denken. Deine Hand, Ernst — so. Tausend Dank für Alles, was Du aus Freundschaft für mich gethan und glaube mir — ich bin kein Schurke."

„Noch nicht!" murmelte der Andere schmerzlich bewegt. Dann reichte er dem Jugendgespielen die Hand zu festem Drucke; so schieden sie für heut.

1.

Unter den vielen hochangesehenen Firmen einer unserer ältesten See- und Handelsstädte nahm die des Hofjuweliers Weldingen einen hervorragenden Platz ein. Das Geschäftslokal derselben befand sich am Altmarkt in einem jener alterthümlich gebauten und reichverschnörkelten Giebelhäuser, die den kunstsinnigen Beschauer entzücken und ihm ein Jahrhunderte altes Stück Vergangenheit repräsentiren. Die Parterreräume des Hauses wurden, wie seit undenklichen Zeiten, zu Geschäftszwecken benutzt, die beiden oberen Geschosse aber waren vermiethet, denn die Familie Weldingen wohnte seit den letzten 20 Jahren draußen vor dem Thor in einer behaglichen, von einem prächtigen Garten umgebenen Villa. Frau Weldingen war seit acht Jahren Wittwe; ihr ältester Sohn Paul führte seitdem des Vaters Geschäft fort, Ernst, der zweite Sohn, verfolgte in der Residenz seine juristische Karriere, die, der glänzenden Begabung des jungen Mannes nach zu urtheilen, ihn wohl dereinst noch zu hohen Zielen führen mochte, und nur Sabine, die jüngste Tochter und der Liebling der ganzen Familie, lebte bei der Mutter, war der Trost und die Freude der alten Frau, der Sonnenschein des Hauses.

Heut aber war es in der Villa nicht so einsam und still als sonst. Eine grüne Guirlande über der Thür verkündete, daß lieber Besuch eingezogen war, und darinnen in den lauschigen Zimmern tönte heut Sabinens Lachen heller als sonst — Bruder Ernst war zum Osterfest nach Hause gekommen und mit ihm wie gewöhnlich sein alter ego, Baron Arthur von Plessenburg.

Frau Weldingen saß glückstrahlend auf dem Sopha und hatte den geliebten, so lange entbehrten Sohn an ihre Seite gezogen, Sabine aber ordnete noch Allerlei an der festlich geschmückten Abendtafel und Arthur schwärmte um sie herum wie ein Falter um glänzendes Licht. Er schien ein Anderer heut als gestern, da wir ihn bei so inhaltsschwerer Unterredung kennen lernten, und er war auch ein Anderer. All die Qual und Angst der letzten Tage, das wüste, leichtsinnige Leben der vergangenen Monate erschien ihm jetzt, da er in Sabinens reiner Nähe weilte, wie ein schwerer Traum, und nur ein einziger Gedanke lebte in leuchtender Klarheit in ihm: Sabine lassen? Nimmermehr!

Das Abendessen war lange fertig, man wartete nur noch auf Paul, der allabendlich nach Schluß des Geschäfts herauskam zu Mutter und Schwester und mit ihnen gemeinschaftlich die Abendmahlzeit einnahm. Die beiden Brüder hatten sich schon Nachmittags auf dem Bahnhof begrüßt, und Paul dabei versprochen, heute früher als sonst zu kommen. Und da tönten auch schon seine Tritte draußen im Vorflur, und gleich darauf trat er ins Zimmer, ein freundliches Lächeln auf dem sanften, von hellblondem Vollbart umrahmten Gesicht. Herzlich ward er begrüßt, und dann nahm man unter heiteren Scherzen und anregenden Gesprächen, die sich meist um das Leben in der Residenz und Ernst's Laufbahn drehten, das Mahl ein. Nach Beendigung desselben aber ward es gar bald still im Zimmer.

Frau Weldingen setzte sich bequem im Lehnstuhl zurecht, um zu plaudern, wie sie sagte, in Wahrheit aber, um nach wenigen Minuten sanft einzunicken. Sabine eilte ins Nebenzimmer, denn sie hatte dort neue Bücher, die sie Arthur durchaus zeigen mußte, und Ernst erklärte, der mondscheinbeschienene Gärten zöge ihn mächtig an, und er müsse ein Viertelstündchen durch seine Gänge schweifen, um Kindheitserinnerungen wachzurufen.

So sah sich denn Paul allein. Nie fiel es ihm ein, irgend welche Rücksichtnahme von den Seinen zu verlangen, oder gar dieselben in ihren Liebhabereien zu stören. Mochte da Sabine lieber drin im Nebengemach mit Arthur plaudern, als in seiner Gesellschaft weilen — er wußte ja, daß die beiden Kinder sich liebten und ein kurzes Alleinsein nach so langer Trennung herbeisehnten — warum sollte er ihnen das nicht gönnen. Und Ernst — nun, dem war es wohl weniger um einen romantischen Spaziergang im Mondenschein zu thun, als vielmehr darum, an den erleuchteten Fenstern des Nachbarhauses den Schatten einer geliebten Gestalt vorüberhuschen zu sehen — den Melitta's von Plessenburg. Und so nahm denn der junge Chef der Firma Weldingen ruhig seine Zeitung zur Hand und vertiefte sich in die politischen Neuigkeiten des Tages.

Während dieser Zeit stand Ernst draußen im Garten in dem kleinen Pavillon, der, im Sommer üppig von Weinlaub umrankt, jetzt kahl und dürftig erschien. Der Märzwind strich scharf und kühl durch den offenen Raum und fröstelnd schlug der junge Mann sein Plaid um die Schultern, stützte beide Arme um die Brüstung der Fensteröffnung und schaute dann unverwandt hinüber auf die drei erleuchteten Fenster der zweiten Etage des Nebenhauses. Dort wohnte Oberst von Plessenburg, mit seiner Familie — in jenen Räumen athmete sie, die Ernst Weldingen mehr liebte, als sein Leben, und die er geliebt hatte, so lange er denken konnte — Melitta.

Er hatte sie noch nicht begrüßen dürfen, noch nicht gesehen. Der Herr Oberst und seine hochgeborene Gemahlin hätten wohl eine sehr verwunderte Miene gezeigt, wenn der bürgerliche Nachbarssohn zu einer anderen als der streng etikettemäßigen Visitenzeit seine Aufwartung gemacht hätte. Und so mußte er denn seinem sehnenden Herzen bis morgen Vormittag Ruhe gebieten — aber diese Stunde stillen Gedenkens sollte wenigstens der Geliebter gehören.

Und so schaute er jetzt sinnend über die mondlichtbestrahlten Wege des Gartens, welche die Tummelplätze abgegeben hatten für der Kindheit Spiele, und die er noch so oft als Jüngling, nach Melitta haschend, durchstürmt hatte. Die Plessenburg's und Weldingen's hatten hier seit fünfzehn Jahren neben einander gewohnt, und da die Ersteren nur eine bescheidene Miethswohnung inne hatten, zu der kein Garten gehörte, war den Kindern stets gnädig erlaubt worden, im Garten nebenan mit den Nachbarskindern zu spielen und sich dort zu tummeln. Die Eltern waren nie zusammengekommen; begegnete man sich dann und wann, so gab es einen höflichen Gruß, ein freundlich hingeworfenes Wort — an Verkehr mit der bürgerlichen Kaufmannsfamilie konnten doch die hochadeligen Plessenburg's nicht denken. Dann hatten die Söhne beider Familien zusammen das Gymnasium besucht und Ernst war dem jüngeren, in der Schule stets etwas zurückgebliebenen Arthur zugleich Freund und Lehrer geworden — auch das hatten die Eltern gnädig gestattet.

Mit jungen Leuten nimmt man das ja nicht so genau, gleiche Bildung, gleiches Streben überbrücken da die Standesunterschiede, wenigstens zum Theil, wie die Frau Obristin Baronin Plessenburg, geborene Freifrau von und zu Raffenberg-Schönfelde, stets hinzusetzte. Bei Melitta und Sabine war der auch beim Heranwachsen fortgesetzte freundschaftliche Verkehr schon bedenklicher, aber man konnte ihn doch nicht so jäh abbrechen, besonders da man so nahe zusammen wohnte. Aber wenn Melitta dereinst standesgemäß verheirathet war, würde sich diese Mädchenfreundschaft ja von selbst auflösen.

So dachten die Plessenburg's, und Ernst wußte nur zu wohl, daß sie so dachten. Wie wenig Aussicht er unter diesen Umständen auf Melitta's Hand habe, sagte er sich in dieser einsamen Stunde schmerzlicher als je. Nur die innige, treue, kampfesmuthige Liebe Melitta's konnte hier ein glückliches Ziel erringen helfen, aber — war er denn dieser Liebe sicher? Wohl war ihm die Jugendgespielin stets mit herzlicher Vertraulichkeit, freundlich und liebreich begegnet; ob sie aber jene Liebe zu ihm fühlte, die sein Herz ersehnte, wußte er nicht, denn nie bisher hatte er mit Melitta über seine Gefühle, seine Wünsche gesprochen. Aber bei diesem Besuche jetzt sollte es klar werden zwischen ihnen — er hoffte ja so fest, daß die Geliebte sein Empfinden theile — und wenn sie Beide fest blieben Jahre und Jahre hindurch, wenn Melitta jede andere Verbindung standhaft ablehnte, dann mußte doch ihr adelsstolzer Vater endlich seine Einwilligung geben.

Während Ernst so sich schmerzlich süßen Träumereien überließ, schwirrte plötzlich ein warmes, weiches Tuch auf sein Haupt hernieder, dann ward es fest zusammengefaßt und er somit des Sehens beraubt, während sein Ohr noch gerade frei genug war, um ein leises, melodisches Lachen zu erhaschen, das dicht an seiner Seite ertönte.

„Sabine, du Kobold — wirst du nie die Kinderstreiche ablegen?" schalt der Geneckte gutmüthig, während er versuchte, das Haupt von der Umhüllung frei zu machen. Das Lachen aber klang nur noch lauter, schalkhafter und — das war doch gar nicht Sabinens tiefe Stimme? Eine freundliche Ahnung durchzuckte ihn, mit festem Griff riß er das Tuch hernieder, vor ihm stand — Melitta.

„Ist's denn kein Traum? Melitta — Sie — du bist es wirklich?"

Sie reichte ihm lachend beide Hände entgegen.

„Gewiß bin ich's — sehe ich denn gar so traumhaft, schattengleich aus?"

„Ja, traumhaft schön!" hätte Ernst beinahe, ganz in den Anblick der reizenden Mädchengestalt versunken, ausgerufen, aber er bezwang sich und preßte nur ihre Hände wiederholt an seine Lippen. Melitta aber plauderte fröhlich harmlos weiter:

„Da ich wußte, daß du heute nicht mehr zu uns kommen würdest, wäre ich am liebsten schon mit Arthur zugleich auf einen Augenblick gekommen, um dich zu begrüßen. Aber ich durfte nicht — Mama war ganz entsetzt, daß ich nur auf einen so unschicklichen Gedanken kommen konnte — ach, und da fällt mir ein, daß ich ja auch nicht mehr du zu dir sagen darf. Schon zu lange hat nach Mamas Ansicht die „kindische Vertraulichkeit" gewährt, und es ist mir streng eingeschärft worden, „Herr Doktor" zu dir zu sagen."

„Aber Melitta!" rief er flehend, „das wirst du mir doch nicht anthun? Und dann soll ich wohl gar gnädiges Fräulein zu Dir sagen?"

Sie lachte hell auf.

„Es klingt zu spaßig! Und doch wird uns Alles nichts helfen," sagte sie dann plötzlich ernst. „Du weißt, wie streng die Eltern auf Zeremoniell sehen — aber wir wollen einen Pakt schließen," fügte sie schalkhaft hinzu. „Im Hause Plessenburg bewegen wir uns etikettenmäßig und verkehren nur im Salonton. Auf Weldingen'schem Grund und Boden aber sind und bleiben wir die alten fröhlichen Kinder und nennen uns du — ist dir's so recht?"

Er schaute sie glückselig an.

„Ob es mir recht ist! Ich wünschte nur, daß wir das trauliche du auch bald auf Plessenburg'schem Gebiet in Anwendung bringen könnten. Aber," sagte er dann schnell ablenkend, „wie war es Dir nur möglich, hierher zu entschlüpfen, meine holde Melitta, mein herziger kleiner Kamerad?"

„O," lachte sie, „es war ganz leicht. Papa und Mama legen Patience, wie allabendlich, und ich saß im Nebenzimmer und zeichnete. Nun sah ich aber mehr nach Eurem Hause hinüber, als auf meine Zeichnung, und als ich dich aus der Thür treten, durch den Garten gehen und dann hier im Pavillon weilen sah, hielt es mich nicht länger — ich mußte Dich heut noch begrüßen. So ergriff ich denn ein Tuch und schlüpfte hinaus; Papa und Mama haben es nicht gemerkt und merken es auch nicht, wenn ich eine ganze Stunde fortbleibe."

„So hätten wir jetzt eine ganze Stunde für uns — allein, ungestört?" fragte er plötzlich sehr bewegt.

„Gewiß," sagte sie harmlos. „Das heißt, ich dachte, wir gehen hinein und plaudern mit Sabine."

„Laß nur," sagte er gepreßt. „Arthur ist ja drin und Paul auch — schenke mir diese Stunde, Melitta, mir ganz allein — ich möchte Wichtiges mit dir sprechen."

„Wie du das feierlich sagst, Ernst. Hat Arthur etwa wieder dumme Streiche gemacht?"

Er horchte auf.

„Was weißt du überhaupt von Arthur's Streichen?" fragte er jetzt hastig.

„Nun, meinst du, Papa schluckt allen Aerger stumm in sich hinein, wenn mein leichtlebiger Herr Bruder immer wieder Geld für seine noblen Passionen verlangt? Er ist ja ein guter Junge, aber wirthschaften kann er nun einmal nicht, und Papa wettert dann Tage lang im Hause umher und läßt seinen Aerger an uns aus, wenn die Brandbriefe in gar zu schneller Folge einlaufen. Was sich nur Arthur denkt! Er weiß, daß wir entbehren müssen, um ihm das Studium überhaupt zu ermöglichen, und wie soll Papa von seiner Pension, die unser ganzes Einkommen ausmacht, denn auch noch die ewigen Extraordinaria für Arthur bestreiten?"

„Wie weise Du sprichst," entgegnete Ernst, aufathmend, daß man im Plessenburg'schen Hause doch von keinen anderen, als den ewigen Geldverlegenheiten des leichtsinnigen Sohnes wisse. „Wie ein echtes Hausmütterchen überschaust du Eure finanzielle Lage," fuhr er dann zärtlich fort, „und wenn du Arthur recht ins Gewissen reden wolltest, wird er von nun an gewiß vernünftig werden. Aber komm', hier im Pavillon ist's zu heiß. Wir wollen für unsere Unterredung, die mit Deinem Bruder übrigens nichts zu thun hat, einen entlegeneren Theil des Gartens aufsuchen."

Sorglich hüllte er die in Jugendfülle schwellende Gestalt der Geliebten in das Tuch, das ihn vorhin gefangen hatte, zog ihren Arm in den seinen und schritt den breiten Mittelweg des Gartens hinab.

„Ich bin nunmehr ganz Ohr, Doktor," sagte Melitta schelmisch, sich dabei dicht an seinen Arm schmiegend. „Bei diesen umfassenden Vorbereitungen zu einer Unterhaltung könnte Einem ja bange werden, wenn man irgend etwas auf dem Gewissen hätte — glücklicherweise ist das aber rein. Was soll's also, Herr Staatsminister in spe?"

Ernst war so tief bewegt, daß es ihm unmöglich war, denselben harmlos heiteren Ton anzuschlagen.

„Melitta", sagte er daher mit leiser, vibrirender Stimme, „ahnst du wirklich nicht, was ich Dir zu sagen haben könnte?"

„Auf Kavalierparole — nein!" scherzte sie übermüthig.

„Deine fröhliche Laune in diesem Moment wirkt auf mich geradezu beängstigend," sagte er gepreßt. „Sieh, ich wollte so Ernstes mit dir sprechen — ich wollte dich fragen — wollte Dir sagen, daß — ich dich von ganzem Herzen lieb habe, Melitta!"

Sie blieb stehen und sah ihn halb erstaunt, halb gerührt an.

„Aber das weiß ich doch längst, du Lieber, Guter — bedurfte es so feierlicher Vorbereitungen, um mir nur das zu sagen?"

„Nur das?" fragte er verwirrt. „Und du wußtest es — hast mich vielleicht — auch ein ganz klein wenig lieb?"

„Wie sonderbar du heute bist, Ernst! Ob ich dich ein klein wenig lieb habe? Nein. Aber sehr, so recht von Herzen habe ich dich lieb, und ich denke, das weißt du auch längst!"

Ein jubelnder Laut entrang sich seinen Lippen.

„Ist es möglich — Melitta, Geliebte! Und du kündest mir diese Himmelsbotschaft so ruhig lächelnd, als ertheiltest du mir etwa beim kindlichen Spiel irgend eine Auskunft?"

Das junge Mädchen war jetzt plötzlich sehr ernst geworden.

„Ich verstehe Dich heute gar nicht, Ernst," sagte sie ein wenig verwirrt. „Wir haben uns doch seit den Kinderjahren herzlich lieb — was bedarf es denn da der besonderen Bstätigung von beiden Seiten?"

„Ich fürchte wirklich auch, wir verstehen einander nicht," murmelte jetzt der junge Mann erbleichend. „Die Kinderliebe mit ihrer herzlichen Kameradschaft, die begehre ich heute nicht, von ihr spreche ich nicht. Mein Herz erfüllt eine andere Liebe zu dir, Melitta — ich begehre dich zur Braut, zum Weibe — verstehst du mich jetzt, Theuerste?"

Sie zuckte leicht zusammen und ging eine Weile schweigend neben ihm her. Dann hob sie das Haupt und sah mit innigem Ausdruck in sein Gesicht.

„Ich kenne deine Unterschiede in der Liebe nicht, Ernst," sagte sie dann ehrlich, „ich habe auch nie daran gedacht, daß wir einst Mann und Frau werden könnten. Wenn du es aber wünschest oder wenn es gar zu unserem Glücke nöthig ist, will ich gerne deine Frau werden. Ich wüßte keinen Menschen auf der ganzen Welt, mit dem ich lieber zusammen leben möchte als mit dir."

Ernst ließ plötzlich ihren Arm los und lehnte sich an einen Baum. Auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß.

„O," stöhnte er dann dumpf, als er ihre erstaunten fragenden Blicke auf sich gerichtet sah, „habe Dank für Deine lieben, herzlichen Worte, Melitta, aber — sie enthalten nicht das, was ich begehre. Und ich kann dir nicht zürnen, Theure, denn ich sehe, dein Herz liegt noch im Kindertraum, ist noch nicht erwacht. Ach, ich würde ja in dieser Stunde jubelnd vor dir niederfallen und dich meine Braut nennen, wenn ich wüßte, daß ich es einst sein werde, dem sein Erwachen gilt. Wie aber, wenn jene Liebe, die du jetzt noch nicht verstehst und nicht kennst, sich einst, wenn sie geweckt wird, einem Andern zuwendet?"

„Das wäre schrecklich, Ernst," sagte sie erbebend. „Aber," setzte sie dann, wie sich selbst beruhigend, hinzu, „es wird ja nicht geschehen. Wer ist denn so lieb und gut und hübsch und stattlich wie du? Nein, nein," sie reichte ihm wieder beide Hände, „ich werde nie einen andern Mann lieber haben als dich."

Er drückte ihre Hände an Stirn und Lippen, aber sein Herz war noch nicht beruhigt.

„Du kennst eben noch keine anderen Männer, Liebste."

„O doch!" sagte sie wichtig, „den alten General von Sierken und meinen Musiklehrer und deinen Bruder Paul — sie aber möchte ich alle nicht heirathen."

Ernst mußte trotz seiner Bewegung lächeln.

„Wenn du außer diesen aber noch andere Männer kennen lernst, und dein Vater befiehlt dir, einen derselben zu heirathen, was dann?"

„Wenn er mir nicht gefällt, heirathe ich ihn ganz gewiß nicht — darauf kannst du dich verlassen. Mama nennt mich schon jetzt immer den Trotzkopf, und wenn es sich um so Wichtiges handelt, wird mein Trotz starrer sein als je, er wird unbesieglich sein."

Ernst Weldingen kämpfte einen schweren Kampf. War es nicht Sünde, sich diese süße Mädchenblume zu eigen zu machen, die sich ihm so willig bot, freilich ohne zu wissen, wie viel sie mit dem Geschenk des eigenen Selbst gab? Konnte er es verantworten, dies unberührte Kinderherz in Banden zu legen, ehe der Sonnenschein der Liebe die darin schlummernden Keime jungfräulichen Empfindens entfaltet hatte? Aber Ernst Weldingen war eben nur ein Mensch; es erschien ihm in diesem Augenblick eines Gottes Größe und Entsagungskraft dazu erforderlich, diesem schönen Mädchen, das er über Alles liebte, und das sich ihm mit so rührender Hingebung zu eigen geben wollte, zu sagen: „Nein, Melitta, ich nehme dein Opfer nicht an. Laß uns mit unserem Verlöbniß warten, bis du einst mit vollbewußter Freiheit über dich und dein Herz verfügst." Und selbst wenn er noch einen Moment schwankte, so war es jetzt Melitta selbst, die seine letzten Skrupel beseitigte, denn sie sagte plötzlich lebhaft und freudig, als wäre ihr eben ein guter Gedanke gekommen:

„Und weißt du, Lieber, wie wir am besten Papa's etwaigen Absichten, mich anderweitig zu verheirathen, entgegentreten? Du hältst einfach um mich an — gleich morgen, dann weiß er, daß ich versagt bin und er sich nicht die Mühe zu nehmen braucht, nach anderen Schwiegersöhnen Umschau zu halten."

„Was du als einzigen Ausweg hinstellst," entgegnete er seufzend, „erscheint mir gerade als größtes Hinderniß. Glaubst du denn, dein Vater werde gutwillig seine Einwilligung zu deiner Verbindung mit einem Bürgerlichen geben?"

„Ach," sagte sie leichthin, „das ist doch Unsinn! Papa ist allerdings sehr adelsstolz und Mama ist es noch viel mehr, aber wir sind doch auch ganz arm — und du bist reich und hast eine ehrenvolle Laufbahn vor dir — da mußt du den Eltern doch ein sehr erwünschter Schwiegersohn sein. Mama sagt ohnehin täglich: „Meine Tochter soll sich nicht in so armseligen Verhältnissen bewegen, wie ich es leider muß, dafür werde ich schon sorgen. Nun, und siehst du, dafür wäre ja dann gesorgt. Mir ist es natürlich ganz gleich, Ernst, das brauche ich dir wohl kaum zu versichern. Ich habe mich in diesen „armseligen" Verhältnissen stets ganz wohl gefühlt."

„Ich kenne deine Anspruchslosigkeit, mein herziges Mädchen," gab Ernst zurück. „Aber deine Mama dürfte bei derartigen Reden doch etwas ganz Anderes im Sinne haben als eine Versorgung Deinerseits durch Ernst Weldingen. Zudem sind wir nicht reich, nur wohlhabend. Aber es sei wie es sei — einmal muß doch der Versuch gemacht werden, dich zu erringen, und da du es selber wünschest, werde ich schon morgen offen mit deinem Vater sprechen. Aber nun mußt du hinein, Geliebte — es ist mehr als eine Stunde über unserem Gespräch vergangen, zudem ist es empfindlich kühl. Laß mich dich bis an Euer Haus geleiten. Gute Nacht aber wollen wir uns hier sagen."

Sie blieb sogleich stehen und reichte ihm die Hände mit demselben offenen herzigen Ausdruck ihres reizenden Gesichts, wie sie ihn schon als Kind stets für ihn gehabt hatte. Heute aber wollte Ernst ein anderes „Gute Nacht" als sonst — es überkam ihn plötzlich mit berauschender Macht der Gedanke, daß er sich doch eigentlich soeben mit diesem Mädchen verlobt habe und es als seine Braut vor ihm stehe. Da umschlang er die holde Gestalt stürmisch und zog sie mit leidenschaftlicher Innigkeit an sich; Melitta wehrte ihm nicht, auch dann nicht, als er ihr Gesicht erhob, um ihre Lippen zu küssen. Aber plötzlich hielt er inne — nein, nicht so! Den ersten Kuß wollte er nicht von dem Kinde, sondern von der voll erwachten Jungfrau erhalten, die sich genau bewußt war, welch ein Geschenk sie mit dem ersten Kuß gab. So streiften denn jetzt seine Lippen nur ihre Stirn, dann sagte er bewegt:

„Auf Wiedersehen denn für morgen, du Liebe, Süße — und mag es ein glücklicher Tag für uns werden!"

Sie lächelte ihm zu, aber an der Hausthür, als er noch einmal ihre Hand mit festem Druck umfaßte, hielt sie ihn zurück und sagte wie in plötzlich erwachender Angst:

„Nicht wahr, Ernst, wie auch Papa entscheide und wie sich einst unser Leben gestaltet — mein Freund, mein treuer, lieber Kamerad wirst du immer bleiben?"

Er sah ihr bewegt in das schimmernde Auge.

„Immer, Melitta! Es komme, wie es wolle — dein Freund, dein Beschützer werde ich immer bleiben!"

„Tausend Herzensdank, du Guter! Und nun zum letzten Male: Gute Nacht!"

Damit war sie fort.

Der junge Mann aber wandelte noch einige Mal in dem stillen Garten auf und nieder, um die erregten Nerven zu beschwichtigen, ehe er sich im Familienkreise zeigte. Wie hatte er sich sein Verlöbniß mit Melitta, das erste Erschließen der Herzen und die erste Umarmung so ganz anders gedacht in seinen Träumen — und nun war Alles so ruhig, so nüchtern verlaufen!

Dennoch — konnte er nicht zufrieden sein? Er hatte ja doch das Ja der Geliebten errungen, und das war das Höchste, Beste. Alles Uebrige würde sich nun, wenn auch voraussichtlich unter harten Kämpfen, erreichen lassen. Dieser Gedanke erhob und beruhigte ihn und mit fast heiterer Miene trat er in den Kreis der Seinen, um dort noch ein Stündchen im behaglichen Gespräch zu verweilen.

2.

Im Plessenburg'schen Hause gab es am nächsten Vormittag allerlei unerquickliche Scenen. Erst hatte die Gnädige mit ihrem Dienstmädchen Streit gehabt, das durchaus nicht die devote Haltung annehmen wollte, die ihm in einem so hochadeligen Hause doch durchaus zukam. Dann war durch harmloses Plaudern der jüngsten achtjährigen Tochter Elfriede herausgekommen, daß Melitta gestern Abend noch das Haus verlassen habe, und die Frau Obristin war umsomehr empört über diese Unschicklichkeit und den damit verbundenen Ungehorsam, als die junge Sünderin über dies Vergehen nicht einmal Teue zu empfinden schien und ruhig erklärte, sie sei drüben bei Weldingen's gewesen. Mitten in den endlosen Debatten darüber erschien denn das Oberhaupt der Familie, um mit grollender Stimme nach Arthur zu fragen, mit dem er zu reden habe. Das lenkte die Gedanken seiner hochgeborenen Gemahlin sofort auf ein ander Gebiet.

„Ich bitte dich, Udo — was willst du nur wieder von Arthur? Eine deiner unerträglichen Scenen mit ihm aufführen, weil der liebe Junge nun einmal nicht versteht, nach Pfennigen zu rechnen und mit dem Lumpengeld hauszuhalten, das wir ihm schicken?"

„Bringe mich nicht auf," versetzte der Oberst gereizt. „Ich will mit Arthur sprechen, alles Uebrige geht dich nichts an. Sende ihn nach meinem Zimmer."

„Noch schläft das arme Kind," seufzte die Baronin, „und sein erster Morgengruß im Elternhause nach so langer Abwesenheit soll eine Strafpredigt sein."

Dennoch erhob sie sich, um den Liebling zu wecken und zum Vater zu beordern.

Als Arthur eine Viertelstunde später bei diesem eintrat, geschah es natürlich in Begleitung der Mama. Niemals hätte die Obristin ihren Herzenssohn bei dergleichen Unterredungen ohne ihre Assistenz gelassen, denn sie wußte stets am besten, wie der „erbärmlichen Pfennigfuchserei" des Gemahls zu begegnen sei.

Arthur reichte seinem Vater mit stummem Gruß die Hand und stellte sich dann mit verschränkten Armen ans Fenster. Wußte er doch Wort für Wort, was nun kommen würde — warum sich also irgendwie alteriren. Die Baronin nahm hochaufgerichtet auf dem kleinen, abgesessenen Ledersopha Platz.

Und es kam haargenau, wie Mutter und Sohn vorausgesehen hatten. Der Oberst machte dem jungen Manne bittere Vorwürfe über seinen enormen Geldverbrauch, sein leichtes Leben, erinnerte ihn an die kleine Pension, die seine einzige Einnahmequelle bildete und den Unterhalt der gesammten Familie hier, sowie das Universitätsleben des Sohnes bestreiten sollte, und fragte schließlich ernst, wann Arthur ins Examen zu gehen gedenke, da statt der üblichen sechs bereits acht Semester verflossen seien.

Der junge Mann hatte stumm, mit trotzig zusammengepreßten Lippen zugehört, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich irgendwie zu entschuldigen.

Auf die letzte Frage des Vaters entgegnete er dann ziemlich kurz, daß er sich bereits habe exmatrikuliren lassen und sich jetzt zum Examen vorbereiten wolle, was etwa sechs Monate in Anspruch nehmen werde.

Die Frau Mama ward ganz gerührt. „Schon Examen!" sagte sie, den Sohn zärtlich betrachtend. „Das ist doch Alles, was man überhaupt verlangen kann, und ich begreife wirklich nicht, Udo, was du ewig mit Arthur zankst. Mein Bruder hatte seine dreizehn vollgezählten Semester und hat doch das Examen nicht gemacht."

„Das war auch Dagobert, Freiherr von und zu Raffenburg-Schönfelde," sagte ihr Gemahl unbeschreiblich sarkastisch.

(Fortsetzung folgt.)

— Wir sollen nicht nur leben als ob wir morgen sterben, sondern auch, als ob wir noch hundert Jahre leben könnten.

Aerzte als Morphinsklaven.

Es dürfte für Viele sehr überraschend sein, aber es ist durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt, daß eine verhältnißmäßig enorme Zahl von Aerzten dem berüchtigten Morphiumgenuß in irgend einer Form mit ganz besonderer Vorliebe und verhängnißvoller Regelmäßigkeit fröhnt. Bei keinem Stand findet man so viele Morphiumesser, als gerade bei den Heilkünstlern, die doch die schrecklichen Folgen dieses Lasters ganz genau im Voraus bemessen können. In Oesterreich sind laut den neuesten medicinisch-statistischen Berichten mindestens 10 Proc. aller dortigen Aerzte gewohnheitsmäßige Morphiumesser, und in Deutschland ist das Verhältniß ungefähr dasselbe. Bei Weitem die Mehrzahl der Patienten in den meisten deutschen Trunksuchts-Heilanstalten, in denen immer auch zugleich die Morphinleidenden behandelt werden, sind Aerzte. Und unser Land steht in dieser Beziehung wahrlich nicht hinter dem Auslande zurück. In einer gewissen Stadt in den Neu-England Staaten, wo über 100 Aerzte hausen, soll mehr als die Hälfte derselben beständig Morphium essen oder sich Morphium-Einspritzungen machen.

„Ich kann es aussprechen, ohne Berufsgeheimnisse zu verletzen", bemerkte jüngst ein hervorragender amerikanischer Arzt, dessen Specialität die narkotischen Krankheiten bilden, „daß ich meine meisten Patienten unter meinen Zunftgenossen habe. Es ist eine eigene Sache um die Entstehung dieses Lasters. Der Trunkenbold kann sich häufig damit entschuldigen, daß er in fröhlicher Gesellschaft verführt worden ist; mit dem Morphiumlaster ist jedoch durchaus kein geselliger Genuß verbunden. Daß Jemand einen Andern einladet, in der nächsten Kneipe Eins mit ihm zu trinken, ist ja etwas sehr Gewöhnliches; es kommt aber nie vor, daß Jemand seinen Freund mit einer Morphium-Einspritzung und dergl. tractirt. Auch bei Diners, Abendgesellschaften u. s. w. wird dem Morphingott niemals gemeinschaftlich gehuldigt. Allerdings giebt es eine beschränkte Anzahl verwitziger Personen, die durch Hörensagen verführt, es mit dem Morphiumgenuß versuchen; das sind aber meist Unerwachsene, oder verkommene Männer und Frauenzimmer, und sie essen in der Regel kein Morphium und spritzen sich auch keines ein, sondern sie nehmen das Morphin im Opium zu sich, das sie mit Leidenschaft rauchen. Die Morphiumsklaven aber, Aerzte nicht minder als Laien, sind bei uns fast ausschließlich im Krankheitszustande diesem Laster verfallen; sie bekamen das Morphium zur Minderung von Nervenleiden u. dergl., und später konnten sie nicht wieder davon lassen. Bei den Aerzten kommt indeß noch eine specielle, sehr naheliegende Ursache hinzu.

Die Aerzte sind häufig dermaßen überarbeitet, verlieren so viel Schlaf und Ruhe, speisen so unregelmäßig und müssen doch gleichzeitig ihre körperliche und geistige Kraft in so beständiger Ordnung erhalten, daß sie ein solches Mittel für nöthig erachten, um die natürlichen Ausgleichungsmittel für Strapazen und Aufregung zu ersetzen. Nicht als ob das Morphium einen vollständigen Ersatz für Schlaf und Essen bildete, — aber es schafft unbedingt momentane Hilfe. Die Nerven werden sofort besänftigt, jeder Schmerz hört auf und ein seltsames Gefühl von Harmonie durchströmt die Seele. Wohl mag man Stunden lang schlaflos auf dem Lager liegen, aber man fühlt dabei nie etwas von Eintönigkeit und Langeweile oder Ermüdung. Selbstverständlich ist das für viele Aerzte augenblicklich sehr werthvoll, und wenn sie es ein- oder zweimal versucht haben, kommen sie in den seltensten Fällen wieder davon los. Unmittelbar nach erfolgtem Morphiumgenuß schwindet die Willensthätigkeit vollkommen, und eine eigenthümliche Gleichgiltigkeit stellt sich ein. Wer sich in einem solchen Zustande befindet, dem mag das Haus über dem Kopf niederbrennen, ohne daß er seine Lagerstätte verläßt — wenn er nicht dazu gezwungen wird.

Ob dieses Laster geheilt werden kann? Allerdings. Der Patient muß aber den Wunsch nach Heilung haben — den er gewöhnlich längst verloren hat, wenn er endlich seinen Zustand Anderen entdeckt — oder gegen seinen Willen in Behandlung genommen werden. Denn angenehm ist der Heilproceß wirklich nicht. Der Betreffende muß zunächst einige Tage lang die Morphiumdosis allmälig verringern, während gleichzeitig das System durch gesunde Nervenstärkungsmittel wieder aufgebaut wird, und dann muß der Morphiumgenuß völlig abgebrochen werden. Anfangs fühlt dann der Patient eine furchtbare, unbeschreibliche Schwäche, welche nach und nach durch Medicinen, Elektricität, heiße Bäder, Stärkungsmittel und passende Diät beseitigt wird. Auch der Schlaf muß durch besondere Mittel gefördert werden. Gelingt die Kur, so fühlt der Betreffende gewöhnlich nie wieder ein Verlangen nach Morphium; in 2—3 Wochen kann der ganze Heilungsproceß beendigt sein.

Viele machen aber den Fehler, sich an unwissende Charlatane um Hilfe zu wenden, und kommen dann erst recht tief in's Elend hinein. Nichts ist schlimmer, als die Morphinsucht durch hydrochlorinsaures Cocain, das jüngst aufgekommene Alkaloid, heilen zu wollen. Der augenblickliche Zweck wird damit allerdings sicher erreicht, aber man ist dann zeitlebens dem Cocainteufel verfallen, der ein noch viel furchtbarerer Despot ist, als der Morphiumteufel."

Rasch civilisirt.

Nach Byron „reicht kaum ein Jahrtausend hin, einen Staat zu bilden". Und doch giebt es jetzt auf den Tonga-Inseln — im Süden des Stillen Oceans — ein Völkchen, das sich binnen 25 Jahren aus Menschenfressern zu einer nach modernen Begriffen völlig cultivirten Nation entwickelt hat. So behauptet wenigstens ein Bewohner der Tonga-Insel Nukualofa, welcher neuerdings in einem Briefe u. A. schreibt:

„Gegenwärtig leben auf diesen Inseln viele Personen, welche noch in ihrer Jugend regelmäßig Menschenfleisch fraßen, während sie heute äußerst friedfertig, ziemlich gut gebildet und sehr betriebsam sind und ein constitutionelles Staatswesen haben. Diese ganze Umwandlung ist im Wesentlichen auf eine einzige Person zurückzuführen, auf den Methodistenmissionär Shirley Waldemar Baker aus London.

Baker ist auch politisch noch heute die Hauptperson auf den Inseln und wird von den auswärtigen Bewohnern „der Bismarck von Polynesien" genannt. Der Eingeborenenkönig ist noch formell in der Regierung. Die Gesetzgebung wird von einem regulären Parlament besorgt. Es herrscht Schulzwang, und der Unterricht ist unentgeltlich. Die Beamten bekommen sehr kleine Gehälter und betrachten ihr Amt nur als Ehre. Man hat eine Staatskirche, und zwar natürlich die methodistische. Der Grund und Boden ist Staatseigenthum."

— Neue Art der Entschuldigung. „O, lieber Freund, verzeihen Sie, daß ich Ihnen jetzt erst zu Ihrem Orden gratulire. Man hatte es mir zwar schon lange gesagt, daß Sie diese Auszeichnung empfangen — aber ich hatte es gar nicht glauben können!"

Verschiedenes.

— Mit dem am 25. Januar von Florenz abgegangenen Personenzuge fuhren auch der Kaufmann Pietro Padovani und der Schneidergehilfe Armando Dolce und kamen zufällig in einem Kupee allein zu sitzen. Da Padovani eine goldene Uhrkette und mehrere goldene Ringe bei sich trug und nebstbei auch verlauten ließ, daß er einige hundert Lire mit sich führe, so verfiel sein Reisegefährte auf den Gedanken, ihn zu ermorden und auszurauben. Als der Zug dann in den bei Riola liegenden Tunnel einfuhr, zog Dolce seinen Revolver hervor, feuerte zwei Schüsse auf seinen Nachbar ab, der auf der Stelle todt blieb, und bemächtigte sich der Schmuck- und Werthsachen. In Riola angelangt, verließ nun Dolce, obgleich die Personenzüge dort nicht zu halten pflegen, und obgleich der Kondukteur sich dem energisch widersetzte, rasch den Zug und begab sich in das Stationsgebäude. Der Stationschef, dem das sonderbare Benehmen des Reisenden auffiel, und der auch sonst Ursache zum Argwohn gegen denselben zu haben glaubte, hielt ihn nun mit Gewalt zurück und telegraphirte darüber nach Bologna. Dort war indeß der Mord schon bekannt und so konnte der Mörder unverzüglich in Haft genommen werden.

— In Petersburg macht ein ganz eigenthümlicher Fall von Schlafsucht durch die ihn begleitenden außergewöhnlichen Nebenumstände in ärztlichen Kreisen großes Aufsehen. Daselbst wurde vor mehr denn einem halben Jahre der Dr. Krassilnikow an das Krankenbett einer Dame gerufen, die durch unüberwindliche Schlafsucht ihre Angehörigen in große Besorgniß versetzte, zumal die Dame für die allernächste Zeit ihrer Entbindung entgegensah. Der Doktor fand seine neue Patientin in ohnmachtähnlichem Schlafe, aus welchem sie zu erwecken und vollständig wieder zur Besinnung zu bringen, ihm erst am fünften Tag gelang. Vierundzwanzig Stunden später wurde die Dame von einem gesunden Kinde entbunden und verfiel gleich darauf wieder in Schlaf, der ununterbrochen volle vierzehn Tage anhielt. Nach dem zweiten Erwachen machte sich aber der eigenthümliche Umstand bemerkbar, daß die Patientin die Sprache vollständig verloren. Sie, die vorher des Russischen, Französischen und Deutschen vollkommen mächtig war, vermochte ihre Wünsche nur durch Geberden ihrer Umgebung anzudeuten. Ganz allmälig begann sie wieder russisch zu sprechen, d. h., richtiger gesagt, zu lernen, wobei ihre älteren Kinder die Lehrmeister abgaben und ist jetzt, nach Verlauf eines halben Jahres, erst wieder so weit, sich korrekt in dieser Sprache ausdrücken zu können; das Französische und Deutsche dagegen ist für sie eine terra incognita geworden; diese beiden Sprachen hat sie vollkommen vergessen.

— Die monarchistischen Blätter in Frankreich schwelgen in den Morden und Raubmorden der vorletzten Januar-Woche, die sie natürlich als eine Folge der durch die Republik inaugurirten Sittenverwilderung ausgeben. Ein Pariser Boulevardblatt, welches sich gern als Leibblatt der Orleans aufspielt, bringt folgende erbauliche Verbrecherbilanz einer Woche: In Paris. Ermordung der Frau Laplaigne, Wirthin in der Rue Beaubourg; Ermordung des Eure-Präfekten Barreme auf der Eisenbahn. Ermordung der Marie Agnetan in der Rue Caumartin. Mordversuch in der Rue de Poteau No. 103, wo ein gewisser Bojuetan Frau und Schwiegermutter mit Stockhieben schwer verwundete. In Clichy ersticht Victor Arnynthe mit zwei Messerstichen seine Tante und bringt sich dann selbst mittelst Schwefelsäure ums Leben. — In den Departements: In Viry sur Mont (Somme) tödtet Jacques François mit einer Sense die Wittwe Piedocq und deren Tochter. In Horgny (Somme) wurde der 58jährige Arbeiter Basset erschlagen. In Ensey (Haute-Marne) wurde ein Korbmacher von seinem Gehilfen erstochen. In Garnerans (Ain) ist die Wittwe Ferrand in ihrer Wohnung von Deboste erdrosselt worden. Bei Beaune wurde der Winzer Lamothe auf dem Wege nach Dijon erschossen. In Havre erdrosselte Herr Laplant seine Geliebte, die „Belle Nantaise". In Villeneuve-sur-Lot versetzte der Gefangene Plasse seinem Wärter mehrere Messerstiche, nachdem er ihm Vitriol in's Gesicht gegossen hatte. In der Nähe von Saint-Valbert (Eure) wurde der Förster Nardin von einem Individuum niedergeworfen und erhielt mehrere Messerstiche in den Kopf. Im Ganzen neun Morde und fünf Mordversuche in sechs Tagen. — Zu diesen hier registrirten Morden der letzten Tage kommen zwei neue Bluthaten. Ein Zuhälter wurde von seiner Concubine, einer öffentlichen Dirne, mit einem Messerstich in Folge eines Streites in einer Weinkneipe getödtet. In dem zu dem Pariser Polizeibezirk gehörenden Vitry-sur-Seine fand man eine Frau Petit in ihrer Wohnung todt. Der Leichnam war mit Matratzen und Decken bedeckt; um den Mund war fest ein Foulard geschlungen. Es scheint nicht, daß Raub das Motiv dieses Mordes ist, da man alle Werthsachen vorgefunden hat. — In letzter Zeit mehren sich in Frankreich die Fälle von Soldatenmißhandlungen in bedenklicher Weise. Officiere haben sich gegen Soldaten wiederholt die größte Brutalität zu Schulden kommen lassen. Zwei Soldaten starben, weil sie ohne Rücksicht auf schwere Krankheit in Arrest gesteckt wurden.

— Jüngst wurde dem Wiener Bürgermeister Uhl ein Bittgesuch überreicht, daß die Pfründe, welche Frau Magdalena Ponza, Weyringergasse No. 8 wohnhaft, aus der Großarmenhaus-Stiftung mit 6 fl. 50 kr. monatlich bezieht, entsprechend erhöht werde. Frau Magdalena Ponza ist im Jahre 1775 geboren, somit jetzt 111 Jahre alt, und also die älteste Bewohnerin Wiens. Trotz ihres hohen Alters erinnert sich die Frau noch lebhaft Kaiser Josephs II. Bisher war sie bei Verwandten in Pflege, da jedoch die Letzteren gänzlich verarmt sind, haben sich fremde Personen der Greisin angenommen. Weder sie selbst, noch ihre Verwandten haben früher die Unterstützung der Commune in Anspruch nehmen wollen. Der Bürgermeister verfügte, daß ihr sofort ein Betrag ausgefolgt werde, und beauftragte den Armenreferenten, wegen entsprechender Versorgung das Nothwendige zu veranlassen.

— Praktisch. Gertrud: Nu höre einmal, liebe Emma, das ist doch stark! Da kauft Dir Dein Mann vor einigen Wochen dieses prachtvolle lichtgelbe Sopha und heute ist schon ein solch' großer Tintenfleck d'rauf! Emma: Ach, das thut nichts. Siehst Du, wenn wir einmal Besuch bekommen, so setze ich mich gerade auf diese ominöse Stelle und so hat noch gar Niemand das kleine Malheur bemerkt.

— Im Redactionsbureau. — Verkannter Dichter: „Mein Herr, Jeder, der meine Verse liest, muß sagen, daß sie sehr viel poetisches Feuer enthalten und" — — — Redacteur: „Bedaure, unsere Oefen sind nur für Kohlenfeuer eingerichtet."

— Stilgemäß. Rittmeister: „Seit wann haben gnädige Frau Ihre verehrte Frau Großmutter hier?" — Dame: „Nun, seitdem wir unsere altdeutsche Einrichtung haben! Zu der stimmt sie!"

Humoristische Anzeigen.

(Aus dem Berliner „Barbier".)

Fräulein Wanda wird ersucht, ihr Gebiß, das sie beim letzten Rendezvous im zoologischen Garten mitzunehmen vergaß, poste-restante abzuholen und dagegen das Gedicht „An Deine Perlenzähne!" wieder zu retourniren, da man nach solchen Enthüllungen alles für beendet erachtet.

Ein großes Lager alter Schachteln wird zum Selbstkostenpreise verkauft. Liebhaber wollen sich melden bei A. Frömmlich, Hausverwalter des Pensionats für ältere Damen.

Hundert Mark demjenigen, der mir meinen neuen Trauschein gegen ein altes Pfandpapier umtauscht. S. Lustikus, junger Ehemann.

Wenn Georg Klopfhauser sein Nasenspitzel, das ihm bei der letzten Rauferei von meinem Hunde Tyras abgebissen wurde, nicht binnen drei Tagen gegen Entrichtung seiner Zeche und der Insertionsgebühr abholt, wird darüber verfügt. Philipp Gazenberger, Schenkwirth.

Bei bevorstehender Ballsaison empfiehlt sich zu kleinen Diebstählen in Abwesenheit der Herrschaft Dietrich Schloßbohrer, Mechanikus. Zugleich bringe ich mich als Rabenvater für unbequeme Kinder erster Ehe in geneigteste Erinnerung.

Mein Hündchen Ami hat sich verlaufen. Es trägt ein rosaseidenes Deckchen und unter dem linken Augenlied eine Warze. Beim Küssen scharrt es mit dem rechten Hinterpfötchen. Dem Ueberbringer hohe Belohnung. Amelie Schwebberich, geb. von Kneisberg.

Blaue Augen werden billig besorgt. Aus der Mode gekommene Kleider trägt für neu Chrysostomus Lange, Vagabund und Handwerksbursch a. D.

— Beruhigend. Ein Herr kommt in die Schwimmschule, um Unterricht im Schwimmen zu nehmen. Man giebt ihm eine Controlmarke und empfiehlt ihm, dieselbe gut an seiner Schwimmhose zu befestigen. — „Wozu dient denn diese Nummer?" fragt der Herr. — „Daran erkennt man die Ertrunkenen!" erwidert der Schwimmlehrer mit der größten Ruhe.

— Stolz. Dame (im Concert): Diese Symphonie von Beethoven ist wunderschön, nicht wahr, Herr Rittmeister? — Rittmeister: Allerdings, reicht aber an unsern Zapfenstreich nicht hinan!

— Das letzte Mittel. Arzt (zu einer eingebildeten Kranken): „Ein Mittel giebt es noch, das Sie sicher retten würde!" — Patientin: „Und was wäre das?" — Arzt: „Verheirathen Sie schnell Ihre Tochter. Sie sind dann Schwiegermutter, und die haben bekanntlich ein sehr zähes Leben."

— Gut gezogen. Vater (zum kleinen Karl, dem bei'm Zahnarzt ein Zahn gezogen wurde): „Hat es Dir nicht weh' gethan, weil Du gar nicht geschrieen hast?" — Karl: „Aber Papa, ich werde doch nicht in einer fremden Wohnung — schreien."

— Nach eigenem Muster. Aber liaber Hansjörg, wenn i Du wär, thät i doch liaber Semmelthaler Ochse kaufe, als hialändische! — Weib, lass' me u'keit. Wenn e Ochse kauf', kauf' e Ochse nach mein Kopf und net nach dein'n! Verstande?

— Ein Schlauer. — Müller: Na, Deine Schwiegermutter wohnt ja gar nicht mehr bei Dir, wie kommt denn das? — Fischer: Ja, die bin ich auf schlaue Weise los geworden; ich sagte neulich, wie der tolle Hund in der Gegend sein sollte, ich sei von einem Hunde gebissen worden; da zog sie an demselben Tage noch aus. Vor neun Jahren kommt sie mir jetzt nicht mehr in's Haus.

— Zur Clavierseuche. Ein Dilettant bemächtigt sich in einer Gesellschaft des Claviers und spielt Chopins Trauermarsch, der gar kein Ende nehmen will. Ein Herr unter den mitleidenden Zuhörern wendet sich seufzend an seinen Nachbar: „Gott! sind wir denn noch nicht bald auf dem Kirchhofe angelangt?!"

— Verlockend. In einer kleinen Stadt wird die Stelle eines Zeitungsredacteurs frei. Der Herausgeber des betreffenden Blattes fordert in demselben zur Bewerbung auf mit dem Zusatz: Wer seine eigene Scheere mitbringt, hat den Vorzug!

— So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge! Schneider Ziegenspeck, welcher auf einer Kirmeß in eine Keilerei verwickelt ward, erzählt von der Affaire am Stammtisch: — — — ich aber nich faul, kriege Se ene Maulschelle, daß mer gleich zwee Zähne in' Halse liegen und ich de Engel in' Himmel feifen heeren that!

— Die drei Bedingungen. „Warum heirathest Du eigentlich nicht?" — „Ja, siehst Du, ich stelle eben sehr hohe Anforderungen an meine Zukünftige!" — „Nun, lass' 'mal hören!" — „Meine Frau muß sein: reich, schön und dumm!" — „Wieso?" — „Ganz einfach; wenn sie nicht reich und schön ist, nehme Ich sie nicht, und wenn sie nicht dumm ist, nimmt sie mich nicht!"

— Adelsstolz. Warum lachen der Herr Graf eigentlich nie? — Ich stehe mit mir nicht auf so vertrautem Fuße, daß ich mir eine solche Pöbelhaftigkeit erlauben könnte!

— Fein pointirt. Unteroffizier: Wie heißt Du, Kerl? Rekrut: Von Hammer. Unteroffizier: Sprechen Sie laut. Was sind Sie? Rekrut: Arbeitsmann. Unteroffizier: Was ist denn Euer Vater? Rekrut: Doch Arbeitsmann. Unteroffizier: Kerl, schrei' nicht so!

— Oh, diese Kinder! Papa: Du sollst nicht immer „zum Teufel" sagen! — Fritzchen: Aber, Papa, Du hast ja selbst gesagt, der Teufel sei ein Mythos; was schadet's dann?

— Die Censur. Der kleine Kohn bringt ein Aufsatzheft mit nach Hause, es dem Papa zur Unterschrift vorlegend. Das Buch wimmelt von roth angestrichenen Fehlern und trägt die Censur „s. s.", was Kohn sen. „sehr schlecht" liest und deshalb den faulen Schlingel prügeln will. „Schlag nicht das Kind," schreit Mama, „warum muß es heißen „sehr schlecht", wird es wohl heißen „zur Szufriedenheit" oder „so ziemlich."

— Aphorisma. Wenn Noth die Mutter der Erfindung ist —, so ist das Patentschutzgesetz der Vater der Erfindung.

— Was weh thut. A.: Ich bin mal aus der zweiten Etage auf das Steinpflaster heruntergefallen. — B.: Donnerwetter! Das that wohl sehr weh? — A.: Gar nicht. — B.: Wie ist das möglich? — B.: Das Fallen that nicht weh, aber das rasche Stoppen auf dem Pflaster. Dabei brach ich mir einen Arm und ein Bein.

— Gedankensplitter. Das Glück, nach welchem du strebst, kann einem unveränderlichen Sternbilde gleichen, welches in wolkenloser Nacht freundlich zu dir niederschimmert; es kann aber auch dem flackernden Irrlichte gleichen, welches den müden Wanderer, der eine Herberge sucht, täuscht und in Sümpfe lockt. — Zeit ist Geld, Geld ist Macht, aber nur für den, welcher die Zeit zu benützen und das Geld zu gebrauchen weiß.